Fünf sind sofort tot, das Rennen geht weiter: **Unglücksstelle am Grenzlandring**

applaudierten die Zuschauer. Der Sieger Toni Ulmen stieg niedergeschlagen aus seinem Wagen: „Es kostete Nerven, dort vorbeizufahren."

Nach einer bestürzten Stille schlugen die Beteuerungen der Rennleitung, Erklärungen der Minister und Polizisten und die Moralpauken von Journalisten, die immer erst hinterher von Erleuchtungen heimgesucht werden, wie eine rückläufige Flutwelle über der Katastrophe zusammen.

Helmuth Niedermayr kann sich noch immer auf nichts besinnen. (Die Ärzte: Erst nach und nach, in acht bis zehn Tagen, wird ihm ein Licht nach dem anderen aufgehen.) Sagte Niedermayr: „Ich hab' eine völlige Mattscheibe. Das letzte, was ich weiß, ist, daß ich Pietsch überholen wollte. Pietsch sagt aber, ich hätte ihn schon vor der Kurve überholt. Auf alle Fälle war es eine Einwirkung von außen, die mich aus der Bahn schleuderte. Wenn es nicht die gebrochene Felge war, dann hat mich jemand von hinten getatscht. Die Grasnarbe habe ich jedenfalls nicht berührt."

Die Rennleitung tat verblüfft. Es sei völlig unmöglich, sagte sie, daß ein Rennwagen der Fliehkraft entgegengesetzt zur Innenseite der Kurve ausbricht. Deshalb seien die Zuschauer nicht gesichert gewesen. Der Wagen Niedermayrs jedoch ist erst hinter der Kurve ausgebrochen, aber niemand schien sich die Zeit zu nehmen, das festzustellen.

Die Erklärung Niedermayrs, daß schon eine Berührung durch einen anderen Wagen sein Fahrzeug bei diesen Geschwindigkeiten aus der Bahn, ob Kurve oder Gerade, werfen könnte, zeigt, daß die Bahn an jedem Punkt gefährlich ist. Das Innenministerium von Nordrhein-Westfalen hatte darauf hingewiesen. Wirtschafts- und Verkehrsminister Dr. Sträter dazu: „Eine böswillige Indiskretion."

Das Innenministerium war jedoch nicht deutlich genug, um den Deutschen Motorsportverband zu bewegen, das von ihm veranstaltete Rennen zu opfern.

Während der Abschlußfeier in Rheydt am Abend nach der Katastrophe entspann sich eine Diskussion zwischen Journalisten und Veranstaltern. Ein Zeitungsmann, der die Weiterführung des Rennens kritisiert hat, wurde heftig attackiert. Dr. Keilholz, der zweite Vorsitzende des Rheydter Clubs für Motorsport: „Ich warne Sie. Machen Sie uns nicht das Rennen kaputt." Wenig später: „Man müßte der Presse verbieten, darüber zu schreiben."

„Teddy" Vorster, der Organisator des Rennens und Präsident des Deutschen Motorsportverbandes, stimmte ein: „Sie haben ja keine Ahnung. Wir wußten, daß dort soundsoviele Tote und Schwerverletzte liegen. Die Toten konnten wir ohnehin nicht wieder lebendig machen, von den anderen wußten wir, daß sie kompetierte Knochenbrüche etc. hatten. Ärzte und Sanitäter waren dabei. Da kam es auf ein paar Minuten früher oder später nicht an."

Nicht alle kritisierten. Zu einem Vertreter des Düsseldorfer Sport-Informations-Dienstes sagte Dr. Keilholz: „Nicht wahr, Sie bringen die Sache doch ziemlich kurz." Der SID-Journalist darauf: „Selbstverständlich, Herr Doktor. Und morgen geht ein ausführlicher Bericht an 200 Zeitungen, der ganz im Sinne des Herrn Bundesministers gehalten ist."

Der Herr Bundesminister hatte an diesem Abend, an dem vier Schwerverletzte starben, erklärt: „Sollten wir den Kampf abbrechen? Ich sage, es wäre falsch gewesen, wenn wir das getan hätten, auch wenn gewisse polizeiliche Erwägungen das ratsam erscheinen ließen. Die Menschen sollten sich bewußt werden, daß für ein hohes Ziel Opfer gebracht werden müssen. Ich hoffe, daß dieser Tag in ihrem Gedächtnis bleiben wird als ein leuchtender Tag des Einsatzes, des Opfers und der Leistung!"

SCHUMACHER-BIOGRAPHIE

Kein Funken Privatleben

Daß eine Biographie von Dr. Kurt Schumacher schon wenige Wochen nach dem Tode des sozialdemokratischen Parteichefs erscheinen kann, verdankt Autor Fried Wesemann der Zentrale für Heimatdienst im Bonner Innenministerium von Dr. Robert Lehr.

Die Zentrale für Heimatdienst ist so etwas wie ein Grundsatz-Propaganda-Amt in Sachen Demokratie. Der Förderung dieser guten Sache sollte der im Herbst 1951 geborene Plan dienen, durch volkstümliche Lebensbeschreibungen bekannter deutscher Nachkriegs-Politiker die demokratische Staatsform zu popularisieren.

Mit drei 100-Seiten-Bändchen, Heuss, Adenauer, Schumacher wollte Robert Lehrs Zentrale für Heimatdienst den Anfang machen. Die drei Politiker wurden gebeten, Autoren zu benennen, denen sie die Meißelführung am lebendigen Denkmal zutrauten.

Bundespräsident Heuss konnte sich lange Zeit nicht entschließen. Er ist selbst Berufsbiograph und sorgte sich für seinen Autor in spe übermäßig wegen der geschmacklichen Schwierigkeit, die diese Arbeit mit sich bringt. Dr. Adenauer wählte kurzerhand seinen früheren persönlichen Referenten Franz May, der jetzt in der Organisationsabteilung des Bundespresseamtes sitzt.

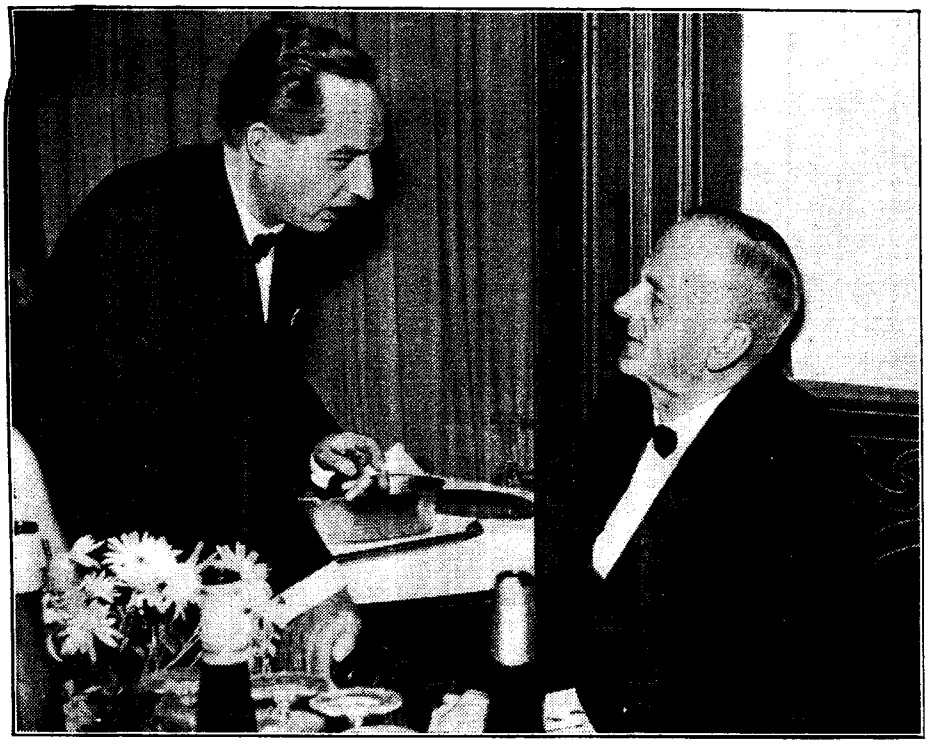
Kurt Schumacher bestimmte zu seinem Biographen Fried Wesemann. Der 36jährige Bonner Vertreter der Frankfurter Rundschau, früher Redakteur der sozialdemokratischen Hannoverschen Presse, war schon dabei, das Material zusammenzutragen, als er ein merkliches Nachlassen des regierungsamtlichen Interesses an dem geplanten Schumacher-Buch feststellte.

Grund: Robert Lehrs Staatssekretär Dr. Ritter von Lex hatte, als ihm der Drei-Buch-Plan vorgelegt wurde, mit Blaustift unter den dritten Namen geschrieben: „Schumacher nicht".

Wesemann machte die Schumacher-Biographie daraufhin zu seiner eigenen Sache. Einesteils freute er sich: „Ich brauchte mich nun nicht an den Miniatur-Umfang von 100 Seiten zu halten."

Das im Frankfurter Herkul-Verlag erscheinende „Bildnis eines politischen Menschen" (DM 8,50) wird, damit der tote Kurt Schumacher in diesem neuen Testament der SPD gründlich zu Worte kommen kann, dreimal so lang sein wie die Adenauer-Biographie von Franz May, die noch in der Schreibtischschublade des Bundeskanzlers auf die Zensierung wartet.

Den Versuch, menschliches Interesse zu wecken, der dem Buch einen größeren Erfolg würde sichern können, hat der Autor nur in ein paar kargen Ansätzen unter-



Als junger Reporter erlebt: Biograph **Wesemann, Dr. Schumacher**

nommen. Wesemann: „Ein Mann, der keinen Funken Privatleben hatte, der so ausschließlich politisch war, daß er sich beispielsweise seine Schlaflosigkeit mit der Lektüre vergleichender Wahlstatistik ausfüllte, der gibt keinen Stoff etwa für ein Buch ‚Schumacher wie er wirklich war'."

Schumacher, wie er wirklich war, ist genau der Schumacher, den alle Welt kennt. Auch der Lebensstil dieses Asketen ist genau so, wie jedermann ihn sich vorstellt.

Wesemann beschreibt ein wenig davon: Der Wohnraum der kleinen Dreizimmerwohnung in Hannover „war mit Bett, kleinem Tisch und Sitzgelegenheiten ausgestattet. Von einer betonten Schlichtheit, zu einfach und zu geschmackvoll zugleich, als daß der Stil etwa kleinbürgerlich zu nennen gewesen wäre. Die ganze Anspruchslosigkeit Schumachers dokumentierte sich hier. Wie allen Menschen von Bedeutung fehlte ihm die Phantasie für das, was die Primitiven unter dem großen Leben verstehen."

Wesemann versucht das Persönliche des Politikers Schumacher so zu packen: „Das Unbedingte seines Wesens macht ihn zu einem Eiferer, der bei Tag und Nacht an die Tore des Unverstandes klopft, und die Vehemenz seines Kämpfertums bringt ihm leicht den Tadel des Fanatismus ein. Es darf aber nicht übersehen werden, daß die Triebkräfte und die Beweggründe seines politischen Handelns unmittelbarer Ausdruck seiner Menschlichkeit sind."

Ein alter Bekannter aus Schumachers Stuttgarter Tagen wird zitiert: „Schumacher ist die Kohlensäure im stillen Wasser".

Wesemann ist ehrlich genug, auch dort nichts zu verheimlichen, wo diese Kohlensäure, vornehmlich im Bonner Bundestag, den Pfropfen an die Decke geknallt hat. Jene Nachtsitzung, in der der Eiferer Schumacher mit dem Wort vom „Bundeskanzler der Alliierten" einen Tumult auslöste, wird ausführlich geschildert.

Kurt Schumacher hat seinen Autor Fried Wesemann während der Gespräche in der schönen Wohnung auf dem Venusberg bei Bonn kaum an seine persönlichsten Bereiche herangelassen. So weiß Wesemann von den KZ-Jahren nur sehr wenig zu erzählen. Er kann den Schumacher dieser zehn Jahre nur strich-skizzieren:

„Niemals während der zehnjährigen Haftzeit wurde ein Bekehrungsversuch mit ihm gemacht; niemals, auch bei den tollsten Szenen nicht, wurde er von vorn geschlagen; man hat ihn von hinten getreten und mit dem Gesicht gegen die Wand geschlagen, aber nicht von vorn angegriffen, und schließlich hat er niemals einen Vertrauensposten gehabt."

Und nur wie einen Schemen kann Wesemann eine Frau aus Schumachers Jungmännerzeit vorüberziehen lassen: „Es war eine Tirolerin, die in Stuttgart mit ihrer Mutter lebte, oft dabei gewesen, wenn im Schloßgarten-Kaffee debattiert wurde. Aber die Unrast jener Jahre hatte doch niemals ihm Muße gelassen, die die Selbstentäußerung der Liebe braucht."

Annemarie Renger, jene Frau an Schumachers Seite, die besonders während der letzten Jahre in Bonn ihr Wissen um die schweren gesundheitlichen Gefahren, die Schumacher ständig drohten, hinter einer betonten Forsche verbarg, sie taucht erst im dritten Teil des Buches auf, als „Sekretärin, Hausfrau und Gefährtin".

Hätte Fried Wesemann in den letzten Kapiteln bei der Schilderung von Schumachers Tod eine ebenso glückliche Hand gehabt wie bei der Darstellung der größten Tage des SPD-Parteichefs, dann würde seine Erstlingsarbeit ihrem Zweck weitgehend gerecht werden.

Diese bedeutungsvollen Tage, in denen Schumacher für die spätere Funktionsfähigkeit der Bonner Bundesregierung weit mehr getan hat als sein Gegenspieler Konrad Adenauer, jedenfalls waren gekommen, als die Alliierten 1948 während der Verhandlungen des Parlamentarischen Rates um das Grundgesetz ihr Veto gegen das Maß an Kompetenzen einlegten, die der Rat dem Bund zu geben beschlossen hatte.

„Die SPD-Fraktion des Rates war", erzählt Wesemann vom Kampf gegen dieses Veto, „ihren verfassungspolitischen Richtlinien entsprechend, nach der Formel Schumachers verfahren: So zentralistisch wie nötig, so föderalistisch wie möglich.

„Den Parteikongreß zur Entscheidung der Frage, ob dem alliierten Veto ein Nein entgegenzustellen oder aber ob ein Kompromiß zu suchen sei, donnerte Schumacher an: ‚Der Tod der Demokratie sind nicht die ihr feindlichen Prinzipien, sondern es ist die Passivität, das Nichtkämpfen und das Auf-die-Entwicklung-hoffen'."

Hier stellt Wesemann, ohne es ausdrücklich zu sagen, die Prinzipien der Schumacherschen Taktik zu den Grundsätzen Adenauerscher Politik in hellen Gegensatz; jenes Adenauerschen, seither nie aufgegebenen „Auf-die-Gunst-der-Entwicklung-hoffen", dem damals auch die meisten der sozialdemokratischen Ministerpräsidenten der Länder anhingen.

Die Alliierten gaben nach, und mit der Schilderung dieses Schumacher-Sieges in einer Zeit, da das deutsche Gewicht erheblich kleiner war als nach der Gründung der Bundesrepublik, gibt Wesemann der ewigen Kritik an der Außenpolitik des Kanzlers ihr Recht, der Kanzler bewerte die reale deutsche Chance, tatsächliche Zugeständnisse vom Westen zu erzwingen, zu gering.

Wesemann greift für den Nachweis der besonderen Gründlichkeit des Schumacherschen Kampfes um die deutsche Wiedervereinigung weit in die Anfangsjahre des Politikers Schumacher zurück.

Parteitag Magdeburg 1928: „Ob wir wollen oder nicht, mit der Einbeziehung Deutschlands in irgendwelches Bündnissystem aber folgen wir nicht nur einem gewissen Rückschritt in den internationalen Beziehungen, sondern spielen unseren einzigen außenpolitischen Trumpf der Bündnis- und Verpflichtungslosigkeit aus, ohne daß er richtig zum Stechen kommt."

Schumacher hat, nach Wesemanns Darstellung, bis ans Ende seines Lebens eine antisowjetische Politik aus Grundsatz ebenso abgelehnt, wie er die deutsche politische Situation im Erbe der bürgerlichen Revolutionen der westlichen Welt begründet hat.

Schon in den Jahren der Weimarer Republik wie in den ersten Nachkriegsjahren zielte Schumacher auf die gesamtdeutsche Aufgabe eines internationalen Ausgleichs ab. In der dramatischen Konferenz, in der Schumacher im Oktober 1945 seinen Kampf gegen die ostzonalen SPD-Genossen, an ihrer Spitze Grotewohl, führte, umriß er diese Ansicht:

Die SPD hat immer auf dem Boden des Ausgleichs und des Gleichgewichts gestanden, „und sie würde sich nie dazu hergeben, im innerdeutschen Rahmen ein, wenn auch indirektes, Instrument einer Politik irgendeiner Gleichgewichtsstörung zu sein."

Wesemann kommentiert das: „Diese Formel, vielleicht die beste, die Schumacher in diesen Jahren fand, geht davon aus, daß die dem besiegten Lande auferlegten Opfer unter der Bedingung der Erhaltung der Einheit des Reiches tragbar gewesen wären, während die später Wirklichkeit gewordene Alternative dazu nur lauten konnte, daß die Leistungen tatsächlich erbracht wurden, die vertragliche Pflicht der Alliierten zur Wiederherstellung der Einheit aber auf dem Papier stehenblieb."

Bei dem Versuch, den Parteichef Dr. Schumacher mehr als primus inter pares denn als Autokraten hinzustellen, kommt Wesemann ziemlich in Bedrängnis. Da heißt es einmal: „Kurt Schumacher war nicht der Mann, der seine Entschlüsse in der Einsamkeit suchte; er unterwarf sich jederzeit dem Votum der Fraktion. Daß er sich mit seinen Anschauungen durchsetzte, bezeichnet den hohen Grad seiner Fähigkeit, Menschen in Übereinstimmung mit seinem eigenen Willen zu lenken."

Ein wenig später steht das Bedauern, Schumacher habe immer der rechte Gegenspieler innerhalb der Partei gefehlt. Und dann: „Für Schumacher war die sozialdemokratische Partei das Instrument, das bei rechter Handhabung alle Möglichkeiten erfolgreicher Politik bot."

Biograph Wesemann bedauert nicht einmal andeutungsweise, daß Schumacher an der Spitze der Partei kaum das tut, was er 1928 anläßlich der Zustimmung der sozialdemokratischen Reichsminister zur Bewilligung der Herstellung des Panzerkreuzers A in der „Schwäbischen Tagwacht", an der er damals Redakteur war, forderte:

„Wenn sich die Anhänger der Sozialdemokratie bewußt werden, daß sie selbst die Partei sind, dann kann dieses Ereignis der Anlaß werden für eine Entwicklung der Partei von zeitweise leider überwiegend mechanischen Funktionen zu einer Parteidemokratie mit großem geistigen und politischen Inhalt."

Und er wertet auch den großen Bruch nicht, der sich durch die Welt der ideologischen Grundsätze Schumachers zieht. Wesemann zitiert flüchtige Auslassungen Schumachers über Marx, von dessen Gebäude der SPD-Chef in seiner zweiten politischen Aera nach dem letzten Kriege gerade noch die Denkmethodik, aber keine einzelne Schlußfolgerung mehr gültig sein lassen wollte. Die ganze überreiche Zitatenzeichnung läßt Schumacher vielmehr als einen Liberalen erscheinen, in dem man kaum noch zwingende Gründe dafür erkennt, daß er 1945 ausdrücklich seine Parteigründung an die alte Tradition der SPD anknüpft.

Schumacher hat das Bild, das hier auf den etwa 300 Seiten von ihm gemalt wurde, noch gesehen. Er hat sich nicht dagegen gewehrt, in ihm über einer Fluchtlinie zwischen halbmarxistischen Sozialdemokraten und Liberalen gezeigt zu werden, der 1945 eher einen Liberalsozialismus hätte begründen müssen anstatt sich unter die rote Fahne der alten Arbeiterbewegung zu stellen.

Und Schumacher konnte sich wohl nicht dagegen wehren, daß ihn Wesemann unendlich den Begriff „Sozialismus als ökonomische Befreiung des arbeitenden Menschen" in eine Schlagthese münzen läßt, ohne ihn einmal zu zitieren, wie er etwa eine mögliche Sozialisierung praktisch entwickelt oder gar in die Sozialisierungsaktivität seiner sozialdemokratisch regierten Länder eingreift.

Wesemann ist Schumacher-Anhänger, seit er den Neugründer der Sozialdemokratie im Jahr 1945 auf der ersten Versammlung nach dem Kriege in Hannover als „junger Reporter" erlebte. Er hat die Geschichte in seinem Buch nicht zu erzählen vergessen. Das literarische Getränk, das er nun gebraut hat, wird den in den Köpfen aller Gleichgesinnten schon vorhandenen Schumacher-Mythos weiter befeuern.

PARKGEBÜHREN

Nur ums Geldverdienen

Die fünf Personenwagen, die vergangene Woche abends vom Kölner Rathausvorplatz in die Stadt hineinfuhren, hatten Verschwörer geladen. Je zwei Mann saßen in einem Volkswagen, einem Borgward, einem Citroen, einem Ford M 12 und einem Mercedes. Was sie vorhatten, war das Ergebnis einer Stammtischunterhaltung, die sie über Parkplätze und Parkplatzgebühren geführt hatten.

„Jeder von uns", berichtete Gustav Schäfer, Vorsitzender des Kölner Clubs für Motorsport, nach dem geglückten Experiment, „gibt jeden Monat 40 bis 50 DM für Parkplatzgebühren aus. Wir wollten beweisen, daß das weggeworfenes Geld ist."

Die Beteiligten waren Kaufleute, Handwerksmeister und Journalisten; alles Männer, die aus Berufsgründen viel mit dem Wagen unterwegs sind, immer wieder parken müssen und immer wieder auf „bewachten" Parkplätzen an Wächter mit Quittungsblocks geraten. Wie die Parkgebühren berechnet werden, darüber konnten sie nie klar werden.

„Der eine nimmt vier Groschen für die Viertelstunde", sagt Gustav Schäfer, „der andere fünf, ein dritter acht. Nachts ist es ganz toll in Köln". Hinter dem „Atelier", einer illustren Feinschmeckergaststätte, seien ihm für die Bewachung zwischen 22 und 1 Uhr zwei D-Mark abverlangt worden. Für die gleiche Zeit habe er dagegen in Aachen 45 Pfennig und für einen

„Wo haben Sie mein Auto?" Jedesmal gelungen: **Experiment in Köln**

noch längeren Zeitraum in Essen immerhin 40 Pfennig gezahlt.

„Dabei waren wir uns völlig klar, daß die sogenannte Bewachung praktisch wertlos ist und daß es den Parkunternehmern nur um's Geld geht."

Das war der Grund für die „Aktion Seifenblase" der fünf Wagen. Schäfers Leute hatten sich vorgenommen, jeden der Wagen zu einem bewachten Parkplatz in der Innenstadt Kölns zu fahren. Der Fahrer sollte ihn parken und die Kontrollnummer vom Parkwächter in Empfang nehmen. Der Beifahrer würde dann 15 Minuten später das Fahrzeug ohne die Quittung abzuholen versuchen.

Es klappte jedesmal. In eineinhalb Stunden wurden die abgestellten Fahrzeuge unter den Augen der Wächter einundzwanzigmal „gestohlen". Kölns Versicherungsgesellschaften hätten rd. 100 000 DM zahlen müssen, wenn die Diebe echt gewesen wären. In jedem Falle gelang das Vorhaben, den Wagen durch den beim Parken nicht anwesend gewesenen zweiten Mann der Besatzung nach einer Viertelstunde ohne Quittung wieder abholen zu lassen.

Fast immer kassierten die Bewacher vom Abholer die Parkgebühr, ohne nach dem Kontrollschein zu fragen, nahmen höflich den Gegenschein unter dem Scheibenwischer weg und dirigierten oft selbst das Fahrzeug aus der Reihe der übrigen.

„Wir haben es überall versucht", berichteten die Motorsport-Mitglieder. „Am Bahnhof, auf Parkplätzen rund um den Dom, am Neumarkt, vor Restaurants auf dem Hohenzollernring und vor einem Kino am Kaiser-Wilhelm-Ring. In allen Fällen konnte unser zweiter Mann lediglich mit dem Wagenschlüssel, ohne die Quittung der Parkfirma, den Wagen wieder abholen."

Und einundzwanzigmal reklamierte kurz nach der Abfahrt des Wagens der erste Fahrer mit der Kontrollnummer in der Hand sein Fahrzeug: „Wo haben Sie mein Auto?" Einundzwanzigmal hatten die Parkwächter keine vernünftige Ausrede.

Unter den klassischen Antworten waren auch diese beiden: „Ja, der Wagen ist doch schon abgeholt worden, von einem, der den Schlüssel hatte." Und: „Ihr Wagen, da hinten fährt er gerade um die Ecke!"

„Wir haben also recht gehabt", sagt Vorsitzender Gustav Schäfer. „Die ganze Bewacherei ist ein Unsinn. Jeder hat seinen Wagen doch sowieso versichert. Ganz abgesehen davon macht es auf ausländische Besucher einen verheerenden Eindruck, wenn sie an manchen Punkten von den Wächtern regelrecht angefallen werden."

Das Kölner Experiment setzt einigen Druck hinter die Vorschläge, für ganz Westdeutschland geltende Gebührensätze und Bewachungsrichtlinien zu schaffen. Seit über einem Jahr arbeiten der Deutsche Städtetag und der Städtebund mit dem ADAC an dieser Frage.

Auch die Versicherungsgesellschaften, die eine besondere Sparte Parkplatzversicherung unterhalten, sind an dem Problem interessiert. Ihr Prämienanteil an den hohen Parkplatzgebühren beträgt im allgemeinen ganze zwei Pfennig pro Wagen.

LUFTFAHRT

Ein neuer Phönix

Das Experten-Interesse an den deutschen Besuchern der britischen Monstre-Luftfahrtausstellung in Farnborough galt nicht den alten teutonischen Lufthasen vom Schlage eines Professor Heinkel, sondern einem bis dato in Luftkreisen unbekannten Rechtsanwalt aus Köln. Der vertrat in England die neu gegründete Junkers G. m. b. H., quasi Nachfolgerin der alten Junkers A. G. aus vergangenen Zeiten.

Die frühere Junkers-Gesellschaft hatte zwar ihren Hauptsitz im heute ostzonalen Dessau. Immerhin blieb aber nach der Bruchlandung der Göringschen Luftwaffe, nach der Kapitulation und Zonentrennung auch in Kassel (wo nur Junkers-Installations-Apparaturen hergestellt wurden) noch einiges an Grundstücken und Gebäuden von der versunkenen Junkerspracht zurück.

Da die Junkers A. G. auf dem Kreditweg fast völlig in die Hand des Reiches geraten war, machte sich nach 1949 die Deutsche Industriebeteiligungs-Gesellschaft im Auftrage des Bonner Finanzministeriums daran, den Junkers-Nachlaß in der Bundesrepublik abzuwickeln.

Am 23. Juli 1952 stieg ein neuer Junkers-Phönix aus der Asche. In das Handelsregister Kassels wurde an diesem Tage die Junkers-Flugzeug- und Motoren-Werke G. m. b. H. eingetragen. Stammkapital: 20 000 DM. Vorläufige Geschäftsführer: Rechtsanwalt Hans Joachim Götz von der deutschen Revisions- und Treuhand A. G. Hannover und Rechtsanwalt Kurt Adenauer aus Köln-Rösrath, Neffe des deutschen Bundeskanzlers.